

## Farbe bekennen

**Mit subtil gesellschaftskritischen Songtexten riskiert Sänger Konstantin Wecker den Vorwurf „musikalischen Sympathisantentums“ und empfängt Beifall und Preise.**

Schon die ersten Klavierakkorde wecken Applaus. Der Rundfunk hat das neunminütige Lied bekanntgemacht, und immer mehr Fans kommen in die Konzerte, um speziell dieses eine Stück, die in bayrischer Mundart gesprochene, gesungene, gebrüllte Ballade vom toten Willy zu hören: Westdeutschlands heimlichen Hit.

Aber es gibt auch Proteste, wo immer das Willy-Lied erklingt. Man könne doch, schimpfte ein Anrufer beim NDR, einen Song nicht unkommentiert senden, „der zur Revolution aufruft“ und aus dem hervorgehe, in Deutschland würden alle Linken von Nazis umgebracht. „Ich finde es häßlich“, klagte ein Mädchen, „daß man im Radio so häßliche Dinge sagt.“

Dabei ist Konstantin Weckers Blues-Moritat alles andere als eine Gewalt- oder Terror-Apologie, eher ein poetisches Lehrstück zur allenthalben diskutierten Frage, wie denn der humanistische Ansatz der Studentenrebellion von 1967 zu Gewalt und Terror verkommen konnte.

Sein Freund Willy, so schildert der Münchner Liedermacher Wecker, 30, hatte sich schon bald nach den Unruhen von der linken Schickleria, die aus dem Porsche in den modischen 2 CV umstieg, abgewandt. Er suchte die „echten Leute“ — bei den Pennern am Münchner Bahnhofseck und in den Kneipen am Viktualienmarkt. Doch als dann irgendwann im Wirtshaus von braven Spießern die Weise vom Horst Wessel angestimmt wurde, als Willy daraufhin aufstand und „Faschist“ schrie, da wurde der Junge von den Bürgern ganz einfach erschlagen.

„Willy“ sei, kommentiert Wecker, ein nach einem wahren Vorfall gestaltetes, „sehr persönliches Lied.“ Es beschreibe einen einzelnen, individuellen Fall. Kein anderer Songtext jedoch, außer vielleicht Weckers Parallel-Stück „Frieden im Land“, hat die große Resignation unter jungen Bundesdeutschen bislang so deutlich gemacht.

Bei einem Konzert im Münchner Theater an der Brienner Straße hatte sich Wecker („Süddeutsche Zeitung“: „Beklemmend traurige Loyalitätsdemonstration eines Liederschreibers“) noch Anfang November öffentlich gegen den Vorwurf musikalischen Sympathisantentums gewehrt. Das tut er nun nicht mehr: „Ich bekenne jetzt Farbe, weil die Situation so ist, daß man Farbe bekennen muß.“



**Sänger Wecker**  
Heimlicher Hit

Aber er will sich nicht einkasteln, nicht als Sektierer von politischen Gruppen vereinnahmen lassen. Denn wo Literatur oder ein Lied politische Wertung werde, so zitiert er den Schriftsteller Chotjewitz, „da verliert man die Sinnlichkeit“. Seine Lied-Lyrik soll „Zwischentöne anschlagen, die ein Essay nicht zu vermitteln vermag“.

Poetisch und skurril hatte sich der Sohn eines Kunstgeschichtlers und Hobby-Operntenors schon artikuliert, als er nach 14 Fluchtversuchen aus dem Elternhaus („Gitarre in die Hand und nach Rom runter“), noch während des Philosophiestudiums, die Kleinkunst-Bühne betrat. Seine Debüt-LP von 1974 mit „Sadopoetischen Gesängen“ wird heute mit 100 Mark gehandelt: Liebhaberpreis.

### Aus: „Frieden im Land“

*Das Land steht stolz im Feiertagsgewand...  
Vereinzelt springen Terroristen  
über Wiesen.  
Wie chic. Die Fotoapparate sind  
gezückt.  
Die alten Bürgerseligkeiten  
sprießen,  
die Rettung, Freunde, ist  
glückt.  
Die Schüler schleimen wieder  
um die Wette.  
Die Denker lassen Drachen steigen.  
Utopia onaniert im Seidenbette,  
die Zeiten stinken, und die Dichter  
schweigen.  
Wie schön, daß sich das Recht  
zum Rechten fand:  
Es herrscht wieder Frieden im  
Land.*

Wecker nahm damals eine subtile Traumdeutung makabrer Lüste und verbotener Sexualwonne vor. Homoerotik, Sodomie mit „zwei Hundemädchen“ und der Voyeurismus alter Männer, die beim Liebesspiel kleiner Kinder im Busch Hand an sich legen, waren seinerzeit noch die harmlosesten seiner Späße. Am liebsten verklärte er die schwüle Erotik von Leichenschauhäusern und den zärtlichen Mord. Die bleiche Tote, die er in einem Song unterm Leichentuch entwendete, wurde ihm „nachts im Bett ein warmes Tier“.

Aus jenem Treibhaus irrer Phantasien, wo die Blumen des Bösen auf einem mit Villon-Lyrik und Poe-Poesie gedüngten Boden wucherten, ist Konstantin Wecker heutzutage in die gesellschaftliche Wirklichkeit emigriert. Lyrik, sagt er, sei „eine Auseinandersetzung mit sich selbst auf allerengstem Raum“, und die werde „automatisch politisch, wenn sie ehrlich ist“.

Noch vor einem Jahr hatte Wecker allenfalls kleine Häuser wie den Hamburger Malersaal zu zwei Dritteln gefüllt. Heute sind große Auditorien wie das Hamburger Schauspielhaus beim Wecker-Gastspiel zweimal hintereinander ausverkauft. Im Dezember verlieh ihm eine Jury den vom Mainzer Forum-Theater „Unterhaus“ gestifteten Kleinkunstpreis in der Sparte Chanson, vom Branchendienst „rundy“ empfing er einen „Liederpfennig“.

Nach jahrelangem Tingeln nun allenthalben ein „Weckerleuchten“ (LP-Titel): Ende Januar soll Wecker die Bundesrepublik — unter anderen — „gala“ beim Midem-Musikfest in Cannes vertreten; das Fernsehen offeriert Auftritte; für April ist eine große Deutschlandtournee geplant.

Fast über Nacht ist, hauptsächlich wohl durch das Willy-Lied, ein neuer Song-Poet in die Kategorie der Biermann, Lindenberg und Heller aufgerückt — einer, der zur Wort-Musik souverän auch die Klaviertasten drückt. Wecker kann aufs Schlagzeug verzichten, sein Pianospiele hat genug rhythmische Kraft. Er kann das Cello zum wichtigsten Begleitinstrument machen — kein anderer deutscher Liedermacher fabriziert derart raffinierte Arrangements.

Vom jüngst verdienten Geld hat sich Wecker in Eching bei München ein eigenes Tonstudio errichtet, an seinem „Team Musikon“, das demnächst auch Bücher und eine Kulturzeitschrift publizieren soll, sind seine drei Musiker, zwei Techniker und eine Sekretärin zu gleichen Teilen beteiligt.

„Stur die Straße lang und nichts denken“, singt er auf seiner vierten LP „Genug ist nicht genug“, aber für ihn galt das allenfalls bis vorgestern. Konstantin Wecker hat den Marktplatz betreten und seine ersten Kommentare zum Tage gesprochen: Sie werden gehört.